

XCIV.

Charaktere des Gedichtes. — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Ähnlichkeit mit den Homerischen.

Die wahre und natürliche und zugleich feste und bestimmte Zeichnung der Charaktere fällt zu sehr ins Auge, als daß sie besonders herausgehoben werden dürfte. Aber die Behandlung derselben ist auch durchaus episch; sie ist es in der allgemeinen Verwandtschaft aller mit einander, in der besonderen Verschiedenheit der Einzelnen, in dem Verhältniß dieser letzteren zu einander und zu dem Ganzen.

Alle Charaktere unseres Gedichtes gehören sämmtlich zu Einer Gattung; denn alle Personen sind aus derselben Klasse, aus dem wohlhabenden Theile des Bürgerstandes genommen. Was wir in allen schon auf den ersten Anblick bemerken, ist ein Uebergewicht der ursprünglichen Natur über die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, der natürlichen Kräfte über die Cultur. Der Geistliche und der Apotheker besitzen zwar auch einen höheren Grad von dieser, aber in dem letzteren ist es eine schiefe und halbe, die ihm, ohne übrigens seiner natürlichen Gutmützigkeit zu schaden, einen gewissen komischen Anstrich giebt; in dem Geistlichen ist sie vorzugsweise auf die moralische Bildung und das Glück des Menschen, also wieder auf das Einfachste und Natürlichste bezogen, was gedacht werden kann. In allen finden wir daher einen schlichten und geraden Sinn, reine und natürliche Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen; in allen mit Einem Worte einen sehr gesunden Menschenverstand und eine gewisse wackere Gutmützigkeit. Im Apotheker allein kann man gegen beide einige Einwürfe erheben; in ihm ist der erstere hie und da durch Halbcultur verschroben, und die letztere mehr Schwäche als Verdienst. In dem Geistlichen sind beide durch mehr Nachdenken und Kenntnisse zugleich erhöht und verändert. Aber am reinsten herrscht dieser Charakter in Hermann, in seinen Eltern und Dorotheen.

Bei allen anderen findet sich ferner ein Zusatz, der sie in den Kreis gewöhnlicher Menschen herabzieht, und sie manchmal näher an das Gemeine, Platte und Rohe bringt. Der Vater wird bisweilen einseitig und hart; der Geistliche ist oft pedantisch, der Apotheker lächerlich. Nur Hermann, seine Mutter und Dorothea bleiben durchaus gut und edel; sie

sind eigentlich durchaus von gleichem absoluten Werthe, nur sind auch unter ihnen wieder die Nuancen fein und schön angegeben. Die Mutter ist von der thätigsten Bravheit, der reinsten Güte, der zartesten Feinheit; aber sie ist es gleichsam ohne ihr eigenes Verdienst und ohne es selbst zu wissen. Alles liegt allein in ihrer Weiblichkeit und ihrem Muttergefühl; immer stellt sie sich nur hinter ihren Hermann zurück; immer sieht sie sich allein nur in ihm. Hermann hat die schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten, aber sie ist mehr stark angedeutet, als schon hinlänglich ausgebildet. Dorothea allein zeigt einen gewissen idealischen Schwung, nur sie erhebt sich zu einer Höhe, auf der sie, wie uns die letzten Gespräche zwischen ihr und Hermann deutlich beweisen, nur halb von den übrigen verstanden, allein dasteht. Mit Hermann würden wir gern einzelne Tage verleben, ihn gern mitten in seiner Geschäftigkeit, in seinem Familienkreise erblicken; die zärtliche Sorgfalt der Mutter würde uns herzliche Thränen ablocken; die gutmüthige Lebhaftigkeit des Vaters uns ergötzen und freuen; aber nur mit Dorotheen möchten wir umgehen, nur sie könnten wir zur Vertrauten unseres Herzens wählen.

Im Ganzen, sehen wir an dieser allgemeinen Uebersicht, kommen die Charaktere unseres Dichters sehr mit den Homerischen überein. Auch in Homers Helden finden wir vor allem ein Herz in der Brust, „das Unrecht hasset und Unbill,“ einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Auch in der äußeren Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homers Helden hat „Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket“; auch sie sind selbst Ackerleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an, und spannen sie selbst an den Wagen. Ja, was noch mehr ist, in dem Richter der ausgewanderten Gemeinde erkennen wir an der Weisheit, mit der er den unbesonnenen Haufen zur Ordnung und zum Frieden ermahnt, an dem Ansehen, mit dem er durch wenige Worte ihre Streitigkeiten schlichtet und die Ruhe wieder herstellt, den Führer der Völker wieder, wie ihn uns Homer, und noch mehr, wie ihn uns Hesiodus schildert. Von dieser Seite hat daher die eigentliche heroische Epopöe nur sehr wenig vor der unserigen voraus.

Kein epischer Dichter nämlich kann das Heldenmäßige in den Charakteren entbehren. Denn wenn der lyrische und der tragische nur einzelne Empfindungen und Leidenschaften brauchen, so braucht er hingegen das ganze Wesen des Menschen. Dieses ganze Wesen also muß auch

nothwendig etwas Dichterisches besitzen, außer seiner inneren und eigentlichen Trefflichkeit zugleich ein taugliches Object für die Einbildungskraft abgeben. Dies aber, wozu vor allem anderen Selbstständigkeit und Natur gehört, ist es gerade, was wir heldenmässig nennen. Wer also in der Epopöe mit Glück aufgeführt werden soll, muß selbst, und aus eigener und aus lebendiger Kraft handeln.

XCIV.

Verhältniß der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauche.

Daher ist nichts dem epischen Geiste in so hohem Grade zuwider als die bloße Cultur. Denn sie ist nichts Selbstständiges, eine bloße unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Kraft, ein bloßer Besitz; nichts Lebendiges, ein todter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden muß. Sie geht aber auch noch darauf aus, Selbstständigkeit, Kraft und Leben überall zu tödten, wo sie es findet. In dem Augenblicke also, da der Mensch Cultur sucht, muß er ihr auch entgegenarbeiten, in dem Augenblicke, da er, das Gebiet der bloßen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt, beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streitiges durch nachfolgende Harmonie, wäre es thöricht, sich überhaupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lebendige Kraft muß also durch die Cultur sich bereichern, dagegen aber ihrer unbestimmten Tauglichkeit ein bestimmtes Ziel geben, und das Todte nach und nach in Leben verwandeln. Nur so wird der cultivirte (bloß bearbeitete) Mensch von dem bloß natürlichen zum gebildeten.

Alle Cultur nämlich ist ein Werk des abgefondert wirkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung desselben, die Dinge um uns her eben so wohl ihren Einfluß auf unsere Empfindungen aus, erregen eben so wohl unsere Neigungen und Leidenschaften. Aus beidem aber entstehen unsere Gefinnungen. Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der bloße Verstand gar keinen bedeutenden Einfluß gehabt hat; die reine Natur hat allein auf den reinen Menschen eingewirkt. Wir